

NORA BOSSONG
WELT MIT ANDEREN MITTELN

NORA BOSSONG

**WELT MIT
ANDEREN MITTELN**

**FÜR MEHR
GLAUBEN IN
ERSCHÖPFTEN
ZEITEN**



KÖSEL

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

© 2026 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotiv: © Caspar David Friedrich, Der Mönch
am Meer (Ausschnitt), 1808–1810, Alte Nationalgalerie,
Berlin © Bridgeman Images
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37370-3

www.koesel.de

INHALT

Trauer und Trost	7
Zweifel	11
Spirituelle Weltlichkeit	15
Staunen	20
Burnout	25
Vertrauensverlust	29
Angst	34
Heilige Kriege	39
Häresie der Form	46
Macht	54
Sinn	64

In Beziehung sein	72
Risiko Hoffnung	77
Gerechtigkeit	86
Widerstand	94
Zukunft	105
Dank	119
Anmerkungen	121
Über die Autorin	127

TRAUER UND TROST

Im November 2020 begleitete ich den Pfarrer meiner Gemeinde zum ersten Mal auf den Friedhof. Während in der Kapelle die elektronische Orgel spielte, kniete ich auf der Steintreppe vor dem Portal, meinen Rücken gegen den Wind, und versuchte, den Kohletaler im Weihrauchfass mit einem Feuerzeug anzuzünden. Er glomm mehr, als dass er brannte, und nur, wenn ich auf ihn blies, glühten helle Punkte auf. Im Silberfässchen, das ich an der Kette vor und zurückschwenkte, konnte ich schwer erkennen, ob er nicht wieder erloschen war, während der Pater noch die Segensworte vor der Trauergemeinde sprach.

Dieses erste Pandemiejahr hatte uns alle in seltsame Orte der Einsamkeit geworfen. Meine Arbeit kam mir so wenig notwendig wie hilfreich vor. Camus' *Die Pest* war schon geschrieben, somit alles, wie mir schien, über dieses Jahr gesagt. Mein Gefühl von Sinnlosigkeit lag aber auch daran, dass es für mich der Herbst eines großen

Verlusts war. Überraschend war mein Vater gestorben, und wenn sich auch einige Freunde Mühe gaben, etwas für mich zu tun, so merkte ich doch, wie befangen und überfordert wir alle waren, da wir mit dem Tod umgehen mussten. Am Schreibtisch zu sitzen und ein Buch zu schreiben, schien mir in dieser Zeit so absurd wie sinnlos, und anders als der hoffnungslos hoffnungsvolle Joseph Grand, der in Camus' *Die Pest* über dem ersten Satz seines Werks brütet, konnte ich mich nicht an einem Adjektiv festhalten, um all diese Absurdität auszublenden.

Das Kohleanzünden wurde nun zur Sorge meines Winters, zu meiner eigentlichen Aufgabe, sie wiederholte sich bei jedem Besuch auf dem Friedhof, und zugleich war ich froh, wenn ich, neben dem Pater hergehend, ihm das Fässchen reichte, das Weihrauchschiffchen hielt und der Kohletaler unter den Körnchen aufglomm. Der Geruch drang kaum durch unsere Masken, aber der Rauch stieg zuverlässig auf. Es war die einzige Tätigkeit, die mir in jenen Monaten das Gefühl von Sinn gab, unmittelbar, ohne hinterfragt werden zu müssen. Vor dem Grab wurde das Fass dreimal geschwenkt, und noch dreimal, und noch dreimal. Das Klackern des Metalls war ein vertrauter Rhythmus, der weit zurück in meiner Kindheit lag und den ich lange vergessen hatte.

Jede Trauergemeinde hat ihre eigene Art, stumm zu sein.

Die nackte Urne, vor der nur eine einzige Rose liegt.
Der von Blumen überschwemmte Sarg.

Jemand ist nicht gekommen, und zwei reden zum ersten Mal seit Jahren wieder miteinander.

In den westlichen Großstädten, in denen die steifen Gesten der Demut aus dem Straßenbild verschwunden sind, muss man nur auf den Friedhof gehen und den Totengräbern zusehen, wie sie stillstehen und ihre Mütze vom Kopf ziehen, wenn ein Trauerzug an ihnen vorbeikommt. Ich war in diesem Winter wie alles, was zu einer Beerdigung gehört – die Sargträger, die nicht stolperten; die Balken, die den Sarg über dem offenen Grab halten: Teil eines Ablaufes, den niemand sich wünscht und den viele brauchen, um nicht in sich zusammenzufallen. Der Tod hat kein Format, umso mehr erscheint es mir tröstlich, wenn die Gesten der Lebenden etwas auffangen können.

Gerade in Krisenmomenten, in Momenten des Übergangs halten Religionen eine Formensprache bereit, ein Destillat aus Lebenserfahrung, das nicht nur uns als Individuen, sondern unsere ganze Gegenwart übersteigt und uns eine Perspektive über das Hier und Jetzt hinaus eröffnet. Generationen um Generationen haben Bewegungen und Worte gesammelt und festgehalten, die eben dann sprechen dürfen, wenn für Gerede kein Platz ist und für Gespräche keine Kraft. So tragen uns die Riten

einer Beerdigung heute, sie tragen uns aber auch Jahrhunderte zurück, um uns in der zeitlosen Gegenwart zu bergen, die Trauer für die Trauernden immer bedeutet.

Es ist so viel Wissen über das Leben, ich möchte sagen: so viel Leben, das wir einfach zu übergehen bereit sind, wenn wir uns vom Glauben abwenden und von den mit ihm gewachsenen Handlungen. Ich glaube, wir brauchen wieder mehr Mut, aus dem zu schöpfen, was Menschen über Jahrtausende gefunden und gelebt, bewahrt und behütet haben, um uns aus dem beschränkten Denkraum der nur materiellen Gegenwart zu befreien. Mir jedenfalls wäre die Welt ganz ohne Himmel zu eng.

ZWEIFEL

Gewissheiten verlieren sich manchmal ganz plötzlich. Ich brauchte vier Jahrzehnte und am Ende doch nur einen Oktobernachmittag im Supermarkt, um zu verstehen, dass das, was ich mein Leben lang für eine Pflaume gehalten hatte, in Wahrheit eine Zwetschge ist. Zwetschgen hatte ich bislang etwas abschätzig diese runden, nicht ganz tennisballgroßen Früchte genannt, die aus meiner Sicht nicht genug Eigenheit besaßen, um eine wirkliche Pflaume zu sein. Im Regal für Herbstobst aber hießen sie genau so – Pflaumen –, und weit schlimmer: Das, was ich für Pflaumen hielt, wurde als Zwetschgen etikettiert.

Warum war mir das nie bei einem der unzähligen vorherigen Supermarktbesuche aufgefallen? Ich weiß es nicht. Aber sicher habe ich nicht aus bösem Willen eine Pflaume für eine Zwetschge gehalten, mir kam einfach gar nicht der Gedanke, die Pflaumenfrage müsste mir Anlass zum Zweifel sein. Es ist erstaunlich, wie leicht

und manchmal auch unschuldig wir irren. Zugegeben, hätte man mir bei jeder Bestellung eines Pflaumenkuchens entgegnet: »Aber das ist doch Zwetschge!«, wäre ich zumindest ins Grübeln gekommen.

Vielleicht liegt es am möglichen Irrtum, dass immer weniger Menschen um mich herum zu glauben wagen, zumal dann, wenn es um weniger greifbare Dinge geht als Steinobst. »Glaube aber ist: Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht« (Hebr 11,1)¹, heißt es im Hebräerbrieft. Auch wenn Früchte oft eine entscheidende Rolle gespielt haben, ob beim Sündenfall zu Beginn der Genesis oder in der Gewissensprüfung des Kirchenvaters Augustinus, der über das Böse eines Birnendiebstahls nachdenkt, es geht um mehr als Pflaumen und Zwetschgen. Es geht um nicht weniger als die Frage, was wir hoffen dürfen. Auch heute noch. Gerade jetzt.

Aber ist Hoffen nicht ein reichlich fahrlässiges Geschäft, und wollen wir die Dinge nicht mit unseren Sinnen prüfen, ehe wir uns von ihnen überzeugen lassen? Denn was, wenn die Hoffnung falsch ist und der Himmel doch leer? Stelle ich dann nicht mein ganzes Leben unter einen falschen Stern, einen, den ich mir nur eingebildet habe?

Zweifel kenne ich gut. Doch zum einen halte ich sie für etwas Gutes, das uns vor Verbohrtheit und Funda-

mentalismus schützt. Zum anderen glaube ich, dass es mit dem Täuschen nicht so schwarz-weiß ist, wie sich das überzeugte Atheisten vorstellen mögen, die vielleicht selbst nicht so schwarz-weiß atheistisch sind, wie ich das von außen denken mag. Natürlich, mit letzter Sicherheit wissen wir nicht, sondern glauben nur – sie eben etwas anderes als ich. Wir können beide danebenliegen. Doch wenn ich in der Messe bin oder mich in Texte vertiefe, die nach Gott fragen, dann setze ich mich zu etwas anderem, mich Übersteigenden in Beziehung, und dadurch justiert sich auch mein Verhältnis zu mir selbst. Überhaupt, ich setze mich ins Verhältnis. Meine Sorgen, die sich um mich drehen, sind zwar nicht wichtig, aber sie sind in Relation gesetzt. Es ist ein Heraustreten aus dem Alltäglichen, das ja selbst niemals alltäglich sein müsste, wenn unser Blick nicht eben so darüber hinwegginge.

Dafür passt für mich das Wort Demut. Es meint ja nicht eigentlich kriecherische Unterwerfung, sondern die Haltung, in der wir aus unserem zwanghaften Drehen um uns selbst endlich einmal herausfinden und bemerken, dass wir nicht die Schöpfer von allem sind, nicht die Lenker der Welten, nur Mitlenker unserer eigenen, kleinen Welt, die wir beständig überschätzen. Selbst wenn ich mich in den letzten Dingen täusche, ist dieses ins Verhältnis Setzen doch real.